

[illegible]

Lord Cecil erklärte, daß es nicht wünschenswert sei, wenn eine der beiden Seiten einen vollkommene Sieg erringe. Die kritische Lage in Europa könne möglichst übertrieben werden. Es sei allgemein be-

Ablauf der Einreichungsfrist: 29. Februar

Die erste Umsatzsteuererklärung

nach den neuen Gesetzesbestimmungen

Bei der neuen Umsatzsteuererklärung, die, wie schon gemeldet, bis zum 29. Februar 1936 beim Finanzamt abgegeben ist, handelt es sich um die erste Umsatzsteuererklärung auf Grund des Umsatzsteuergesetzes vom 16. Oktober 1934. Vor allem finden die neuen Steuerbefreiungen zum ersten Mal Anwendung. Zahlreiche Zweifelsfragen werden, einmal die Finanzämter vielfach bei den Vorauszahlungen einen von dem des Steuerpflichtigen abweichenden Standpunkt einnehmen. Will der Steuerpflichtige mittelwege zu klären sein, Finanzamts Steuerbegünstigungen in Anspruch nehmen, so wird hierauf bei der Angabe der Umsätze unter „Befreiungen“ oder im Anhang besonders hinzuweisen sein.

Eine Fristverlängerung für die Abgabe der Einkommensteuererklärung wirkt sich nicht unbedingt auch auf die Einreichung der Umsatzsteuererklärung aus; vielmehr wird der Antrag erforderlichfalls hierfür besonders zu stellen sein. Befreit von der Abgabe sind Unternehmer, deren gesamte Umsätze für 1935 nicht mehr als 20 RM betragen, dabei sind jedoch steuerfreie Umsätze zu berücksichtigen, als wenn sie steuerpflichtig wären. Weitere Befreiungen gelten für nichtbuchführende Landwirte und zur Führung des Umsatzsteuerbefreiungsbuchs für Landbergwerbetreibende, Straßenhändler und dergleichen.

Der neue Steuerklärungsvordruck ist nicht mehr vier, sondern zweifach; der Fragebogen ist abgekürzt. Nach der Führung des Wareneingangsbuchs, das der Nachprüfung des angegebenen Umsatzes dienen soll, ist ausdrücklich gefragt: Die zu einem anderen als dem gewöhnlichen Steuerjahr von 2 v. d. h. steuerpflichtigen Umsätze, die steuerfreien Umsätze und abziehbaren Beträge sind, wie bisher, im einzelnen aufzuführen.

Die steuerbegünstigten Umsätze

Von den steuerbegünstigten Umsätzen verdienen besondere Berücksichtigung die steuerbegünstigten Großhandelslieferungen, bei denen die Erfüllung der vorgesehenen Voraussetzungen vielfach zweifelhaft sein wird. In Betracht kommt Steuerbefreiung für bestimmte Waren (Gemüse, Getreide, Mehl, Schrot und Kleie aus Getreide, Kartoffeln, Milch, Kohlen, Mineralöle und Mineralölzerzeugnisse, Düngemittel), der ermäßigte Steuerfuß von 1/2 v. d. h. für alle sonstigen Waren. Allgemeine Bedingung bei der Umsatzsteuer für 1935 ist, daß der Unternehmer nachweislich, daß er 1934 nicht mehr als 75 v. d. h. seines Gesamtumsatzes als Lieferungen im Einzelhandel (d. h. nicht im Großhandel) ausgeführt hat oder daß dies jedenfalls nach der Art seines Unternehmens anzunehmen ist. Im letzteren Falle wird die Verteilung der Umsätze auf Groß- und Einzelhandel im Jahre 1935 regelmäßig ausschlaggebend sein, soweit nicht wesentliche Veränderungen gegenüber 1934 eingetreten sind (RM. Erlasse vom 7. 12. 34 und 29. 6. 35).

Die Steuerbegünstigungen treten unter dieser allgemeinen Voraussetzung ein, soweit im Jahre 1935 Waren von einem dritten Unternehmer bezogen und ohne eine ihre Marktangabe ändernde Be- oder Verarbeitung (ausgenommen: Stempelung, Umwandlung und Umfüllung der Ware) im Großhandel weitergeliefert sind. Großhandel in diesem Sinne bilden — ohne Rücksicht auf die Warenmenge — alle Lieferungen von Gegenständen an Unternehmer, die sie in ihrem Unternehmen verwenden, also an Gewerbetreibende, Landwirte und freie Berufe zu ge-

werblichen bzw. beruflichen Zwecken, an Hausbesitzer zu Vermietungszwecken, ferner an öffentlich-rechtliche Körperschaften wie das Reich, die Länder, Gemeinden, die WEMA, ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände, Lager des Arbeitsdienstes, Schutztruppen, Reichsluftschütz, Kranken- und Schwesternhäuser und dergleichen. Erforderlich ist ferner, daß 1935 in die Bücher bestimmte Angaben über den Ein- und Verkauf der steuerbegünstigten Gegenstände aufgenommen sind. Schätzung kann der Steuerpflichtige andernfalls nicht verlangen. Nötigenfalls müssen beim Finanzamt Erklärungen für die Buchführung beantragt werden, die auch mit rückwirkender Kraft genehmigt werden können.

Zulässige Be- und Verarbeitungsvorgänge

Der Zweck der Steuerbegünstigungsvorschrift für den Großhandel ist, wie der Reichsfinanzhof vor kurzem ausgeführt hat, den Großhandel seiner natürlichen Aufgabe gemäß wieder zum echten Warenvertreter für den Einzelhandel werden zu lassen. Als Mittler zwischen Erzeuger und Einzelhandel soll er begünstigt werden. Ob eine Be- oder Verarbeitung einer Eigentümlichkeit von bestimmten Großhandelszweigen herkommt, kann, wie der Reichsfinanzhof sagt, für die Beurteilung der Umsatzfreiheit nicht maßgebend sein; sie richtet sich lediglich nach den erlassenen Vorschriften.

Wesentliche Voraussetzung der Steuerbegünstigten Großhandelslieferungen ist hiernach, daß die Ware ohne eine ihre Marktangabe ändernde Be- oder Verarbeitung weitergeliefert ist; durch die Behandlung darf kein neues Verkehrsnetz geschaffen sein. Nach Auffassung des Reichsfinanzministeriums kommt es bei der Beurteilung der Be- und Verarbeitungsvorgänge nicht so sehr auf die technisch-physikalische Seite an, ob also der Gegenstand noch zu demselben Zwecke verwendbar ist oder nicht, sondern auf die kaufmännische Bedeutung der Behandlungsvorgänge maßgebend, besonders, ob der Käufer vor und nach der Behandlung ein verschiedenes Preisgehalt wird oder die Ware eine andere handelsübliche Bezeichnung erhält.

Abzug der Beförderungskosten

Unter den „Abziehbaren Beträgen“ sind die Auslagen für die Beförderung und Verfrachtung der gelieferten Waren bei steuerpflichtigen Lieferungen anzugeben, wie es in dem Vordruck heißt, soweit die Auslagen an einen anderen Unternehmer gezahlt und dem Abnehmer bei der Abrechnung kenntlich gemacht sind. Neuerdings wird von manchen Finanzämtern geltend gemacht, daß sich um „Auslagen“ nur handeln könne, wenn mit dem Abnehmer Lieferung ab vereinbart sei, wonach die Beförderungskosten bis zum Empfangsort übernommen würden. Der Begriff der Verfrachtung bedeutet jedoch nur, daß der Betrag auf tatsächlich für die Beförderung der Waren durch Zahlung von Fracht, Porto, Frachtkosten usw. an selbständige Beförderungsunternehmen (Eisenbahn, Post, Fuhrunternehmer) aufgewendet sein muß.

Freigrenze beim Handelsvertreter

Der Handelsvertreter hat bei Anspruchsabgabe der Freigrenze von 6000 RM. im Jahre zu beachten, daß

die Freigrenze auch durch andere Einnahmen als die aus der Vertreterschaft nicht überlieferten werden darf, z. B. vereinnahmte Kaufpreise aus Eigengeschäften. Selbst wenn die Eigengeschäfte des Handelsvertreters von der Umsatzsteuer befreit sind, werden sie bei der Feststellung, ob der Gesamtumsatz 6000 RM. nicht übersteigt, berücksichtigt. Andererseits sind, auch wenn die Freigrenze nicht überschritten wird, in jedem Falle nur die Provisionen und andere Einnahmen aus der Vertreterschaft steuerfrei. Dabei sind die Rohgewinne, die der Handelsvertreter als Auslagenersatz erhält, dürfen nicht abgezogen werden. Nur durchlaufende Beträge, die nicht nur im Namen, sondern auch für Rechnung der vertretenen Firma verauslagt werden — vor allem in den Fällen, in denen die Rechnungen auf die Firma lauten —, können in Abzug gebracht werden, in jedem Falle Bälle und Ausgleichsteuer.

Rückstellung für die Umsatzsteuer

Die Umsatzsteuer ist für die Gewinnberechnung vom Einkommen abzugsfähig. Soweit sie am Ende des Jahres nicht für das ganze Jahr gezahlt ist, kann eine Rückstellung vorgenommen werden, wobei in jedem Jahre gleichmäßig zu verfahren ist. Auch die ausstehenden Forderungen können um die darauf laufende Umsatzsteuer gekürzt werden.

Mit Rücksicht auf die Möglichkeit erheblicher Nachforderungen an Umsatzsteuer für 1935, wird in zahlreichen Fällen eine besondere Rückstellung in der Bilanz am Ende des Jahres, z. B. wenn die Unzulänglichkeit von Be- und Verarbeitungsvorgängen bei den Großhandelslieferungen zweifelhaft ist. Die Rechtslage ist ähnlich wie bei schwebenden Prozessen. Der Reichsfinanzhof läßt hier mit Rücksicht auf das Risiko der Rückstellungen zu, die jedoch nicht unbedingt in voller Höhe der möglichen Nachforderungen angemessen sind. Dr. K. Wuth (Berlin).

Der zweieinhalbfache Umsatz nach zwei Monaten

Mit billig, billig, billig für „Verkaufsschlager“ oder für sogenannte „Ladartikel“ zu werben, das ist leicht. Ob es sich aber lohnt? Viel schwerer ist es, für ausgedehnte Qualität, für teure Marken nicht nur einmal gute Umsätze zu erzielen, sondern diese auch mit einer wirtschaftlichen Werbung auf die Dauer zu halten. Ein Feinkostgeschäft, das in der ganzen Stadt einen guten Ruf genießt, hat zugleich eine Kaffeeabteilung. Seitenerweise laufen sehr viele der guten Feinkostkunden nicht den Kaffee im gleichen Geschäft. Woran möchte das nur liegen? Der Käufer ist ein sehr erfahrener Kaffeekenner und bezieht im Einkauf die umfassendsten Warenkenntnisse. Die Röstung und die Ausleierte erfolgt durch zuverlässige Kräfte und mit Hilfe moderner Maschinen. Es war volle Gewähr vorhanden, daß die Qualität kaum noch überboten werden konnte. Wie aber war das Vertrauen der Kunden zu gewinnen?

Mit einer Inseratserie wurde in Reportageform ein Rundgang durch den Betrieb geschildert, angefangen von den Gesprächen mit dem Kaffeemeister während der Kaffeeprobe, der Verichtigung des Rohstofflagers und der Sortiermaschine bis zu den Verpackungen des Rohstofforganges. Die Leser sollten erfahren, wie gewissenshaft hier jeder Arbeitsgang verrichtet wird und

wie viele Sorgfalt nötig war, um dieses herrliche Aroma zu erhalten. Wie beurteilen Sie nun die abgebildete Anzeige aus der Serie? Eine Reihe Einzelhändler sagte rundweg, sie würden niemals eine Anzeige mit derart langem Text aufgeben, denn das lese heute niemand mehr. Da aber nach zwei Monaten schon der zweieinhalbfache Umsatz erreicht wurde, mußten ganz im Gegenteil eben doch sehr



Daran dachte niemand....

woher hätten wir auch wissen sollen, daß eine einzige Bohne das Aroma von einem ganzen Pfund verderben kann? Böhm's Kaffeemeister ließ uns gesunde und schlechte Bohnen aufbeugen und erklärte uns alles genau. Die gewissenhaftesten Mitarbeiterinnen werden mit der Auslese betraut. Wahrhaftig, keine einzige fehlerhafte Bohne konnten wir in den ausgelesenen Säcken entdecken. Da lernt man erst schätzen, wieviel Arbeit, Fachkenntnis und Erfahrung in jeder Tasse von Böhm's herrlichem Kaffee steckt. Wir danken Böhm's Kaffeemeister und das nächste Mal will er uns in die Geheimnisse seiner Röstkunst einweihen. Kaffee-Böhm bringt Mischungen in jeder Geschmacksrichtung zu den jetzt herabgesetzten Preisen v. M. 1.90 bis 3.80 d. Pf. Zwei besonders beliebte Mischungen aus der großen Auswahl: Die kleine Bohne, äußerst kräftig, voll und hocharomatisch... Pfund 2.80 Wiener Mischung kräftig und hocharomatisch Pfund 3.40

ALFRED BÖHM
FEINKOST-BÖHM
Calwer Straße 16 und 18
Charlottenplatz 5

viele Frauen die Terte sogar eingehend gelesen haben. Und noch mehr, sie haben sich mit Recht überzeugen lassen. Was noch viel wichtiger ist: es war kein rasch vergänglicher Augenblickserfolg. Die neuen Käufer haben sich nicht getäuscht, sie waren mit der Qualität sehr zufrieden und die erreichte Umsatzsteigerung konnte monatlang gehalten werden. Es gibt eben in der Werbung keine Normen. Auch sehr kurze Terte können gänzlich langweilig sein und lange werden unter Umständen mit Interesse gelesen. Es kommt eben immer auf den Inhalt an. Nachdruck auch auszusprechen, nur nach Genehmigung.



GÜLDENRING
4 Pf. Mit Goldmundstück
OVERSTOLZ
5 Pf. OHNE Mundstück
RAVENKLAU
6 Pf. Mit Goldmundstück

Natürlich ist die Tabak-Qualität die Hauptsache bei einer Zigarette. Aber, es hängt sehr von der Verpackung ab, ob alle Feinheiten noch da sind, wenn Sie die Zigarette rauchen. Bei den Tropen-Packungen von **Haus Neuerburg** haben Sie die Gewissheit, dass nichts davon verloren gehen kann, weil ihr Inhalt durch einen besonderen Verschluss-Streifen geschützt ist.

Haus Neuerburg
G.M.B.H.

2. Veranstaltung der „Jungen Bühne“

Reinachers „Jakobe von Baden“

Erstaufführung im Stadttheater

Mit seinem Trauerspiel „Jakobe von Baden“ hat Eduard Reinacher das grausame Schicksal der badischen Prinzessin und nachmaligen Herzogin Jakobe von Jülich in einer meisterhaft anmutenden Ballade dramatisch gefühls darstellt. Ganz schwach und behelmsmäßig sind die geschichtlichen Vorgänge konturiert, fesselnd wirken nur die psychologischen Stützpunkte des Geschehens durch, die verblühende Sprache der Dichtung legt da ein, wo das Menschliche selbst, allen Aufwuchs ledig, den absoluten Wert dieses historischen Lebensdramas bestimmt. Daß hier ein Mensch unter dem Giebel der metaphysischen Treue steht, auf die auch der im Wahnsinn gefangene Herzogsgatte ein Anrecht hat, ist wesentlich, als daß dieser Mensch zufällig Jakobe heißt und ein Mägdlein in der Geschichte beisteht.

Es ist richtig, was das Dramaturg des Stadttheaters, Walter Thomas, als der für die Inszenierung verantwortliche Leiter der „Jungen Bühne“, zu Beginn der Vorstellung ausführt: Reinacher legt mit seinem Werk die Urzelle dramatischer Auseinandersetzungen frei, weil er die Gefühle selbst in ihrer gewissermaßen anonymen Mächtigkeit kampflos läßt und das trübselige Licht der Gnade aus dem Chaos hoffnungslos verdrängt. In der Sprache, mit der Reinacher das Drama zu himmlischen Gebärden spannt und gliedert, ist viel geklärt und viel gelogen worden. Gegen ihre formlos expressiven Vergewaltigungen muß Reinacher, der sein von der Mode ausgehendes Instrument spielt und beherrscht, geküßt werden. Der echte Klang, mit dem er die großen überirdischen Erschütterungen des Herzens bannet, stellt ihn in die Nähe eines Hanns Rohst und berechtigt ihn, die Gesichte der Dichter unmittelbar zu formen.

Jakobe von Baden, die des Ehebruchs bezichtigte und von ihrem wahnwitzigen Gemahl Herzog Johann Wilhelm von Jülich gefangen gehaltene Fürstin, soll durch ihren früheren Verlobten, den Grafen von Wambrecht, befreit werden. Als Wambrecht verkleidet, bringt er in den Kerker ein und überredet Jakobe, die nach Freiheit und Leben dürstet, zur Flucht. Alle Vorbereitungen sind getroffen, als der wahnwitzige Herzog, ein Geschöpf zwischen Himmel und Hölle, Jakobe in ihrem Entschluß wandelt. Seine bössartige Dummheit, die von erschütternden Ausdrücken einer großmütigen und kindhaften Seele durchstrahlt wird, seine Lebensnot und Hilflosigkeit, binden Jakobe mit unzerbrechlichen Strichen an den Mann, der sie liebt, wenn sein Kopf frei ist, und der sie mordet wird, wenn die Dämonen seinem Willen Gehorsam antun. Diesen Wambrecht zwischen Stern und Abgrund kann Jakobe nicht verlassen, kann nicht über seine Fesseln weglaufen. Sie geht den Weg des Opfers, wird vom Herzog erdolcht und zieht den Wambrecht nach sich in den Tod.

Mit der Aufführung der Tragödie, die in genialen aber noch studienhaft unausgeformten Zügen den gehorenen Dramatiker erkennen läßt, meldete sich die „Junge Bühne“ des Stadttheaters erneut zum Wort und versicherte sich eines starken künstlerischen Erfolges. Walter Thomas beisteht die selten an-

zureichende Gabe, aus der Substanz der Dichtung heraus zu inszenieren, ihren Herzen bei flügender Berücksichtigung einer aus vielen Teilen bestehenden Partitur zu halten, und vor allem versteht er es, den seiner Leistung anvertrauten Darstellern eine zugleich magisch und menschlich verbindliche Ordnung zu geben. Die feinsten und flüchtigsten Farben des sehr behutsam eingerichteten Kammerstücks in der Brechung künstlerischer so hervorragender Temperamente wie wir sie in Heide Ruhlmann, Fritz Brand und Willi Busch sehen, bleiben sichtbar und nachprüfbar im wundervoll getönten Zusammenklang von Sprache, Darstellung und Bühnenbild. Ein hohes, unbegrenzt scheinendes Kerkergedöbe von gepenstlicher Bucht und gnadenvoller Verheißung, in grauen und blauen Schattungen, so hat Dr. Harry März von den Gesetzen der Dichtung her die ausgezeichnete bühnenbildnerische Lösung gefunden. Der Jakob gab Heide Ruhlmann ein

„Die Zaubergeige“ in der Berliner Staatsoper

Ein Wort über Shaw — Backfischkomödie bei Frau Straub

„Die Zaubergeige“, die erste Oper des Münchner Funkmusikers Werner Egk, wurde bei der technisch sehr funktionellen und lustigen Erstaufführung in der Berliner Staatsoper mit warmem Beifall aufgenommen. Es scheint, daß hier eine Oper geschrieben und komponiert wurde, die durch ihre bunte und doch einfache Fabel (nach Puccini Puppenspiel) und durch ihren naiven musikalischen Humor sich im Spielplan behaupten wird. Werner Egk ist zwar noch nicht reich an Motiven, die sich ins Ohr einschleichen, aber er prägt leicht und schlagend in Tönen die Begebenheiten, die Stimmungen und die Gestalten. Das Märchen vom jungen Bauer Kaspar, der eine Zaubergeige und durch sie Ruhm, die Fremde und Reichtum gewinnt, aber die Liebe verliert, und nach Schuld und Unruhe schließlich das wahre Glück, sein Geseh und die Heimat wiederfindet, ist eine richtige Märchenoper, geschaffen mit modernen Mitteln, aus dem Geiste klassischer deutscher Musik, wie Weber und Lortzing.

Rudolf Hartmann wartete, vor phantastischen Bühnenbildern von Rodus Giese, mit einer Reihe von reizenden jenseitigen Einfällen auf. Hierzu der Gesang Jaro Prohaska, Erna Bergers, Fritz Krenns, Jaro Andrefens und der Frau Käthe Heidersbach in den Hauptrollen — so schlug das Werk durch, und alle Beteiligten wurden stürmisch beifällig, nicht zuletzt der Tonbildner, der es selbst vom Pult leitete.

Mit Recht ist in der verheißungsvollen Ueberschätzung Bernard Shaw's, dieses irischen Paradoxenklärers um jeden Preis, der in seinen Ansichten, Behauptungen und „Wellaussagen“ wie ein Chamäleon schillert, bei uns in Deutschland ein gefundener Niederschlag eingetreten. „Candida“, ein „Mysterium“, rechnet Shaw nicht zu denen seiner Dramen, die er selbst als „unerquicklich“ bezeichnet — zweifellos, weil er selbst

leidenschaftliches, an frühgotische Skulpturen mahnendes, Gesicht von innerer und gespanntester Leuchtkraft. Fritz Brand als wahnwitziger Herzog brachte die von Gott gewollte herzerweichende und hilflos-kindliche Gebärde des Unmächtigen, sein demütiges, stolzes und gekränktes Sein, zu erschütterndem Ausdruck. Brand hielt sich, ohne irgendwelchen Mäßen akuter Wahnsinnsgefühle zu verfallen, an den frischen Glanz und dämonischen Auftrag seiner Rolle. Willi Busch als Graf von Wambrecht gab mit ehrlicher und inniger Kraft gegen das schmerzhaftere Paar hin einen festen Halt. Die Eingangsballade, deren Musik von Emil Veeters zu einem mit dichterischer Einfühlung verfassten Text von Walter Thomas geschrieben wurde, sang Ria Koll mit sympathischer Stimme.

Die Aufführung fand vor leider nur mäßig besetztem Hause eine überaus herzliche und von nachhaltigen künstlerischen Eindrücken zeugende Aufnahme. Damit dürfte das Studio „Junge Bühne“ seine Dankschuldigung, für junge und begabte Dramatiker zu werben und dem deutschen Theaterleben neue und wertvolle Anregungen zu vermitteln, erneut bewiesen haben.

Dr. Strödtgott.

heit und Albin Stoda schwachbräuntes Temperament, voll den Marchants.

Schon als August Straub mit der Komödie „Das Mädchen Irene“ als moderne Neuberin durch die deutschen Lande zog, war zu fragen, ob diese drei Akte der Engländer Aimee und Philip Stuart wertvoll genug sind, daß man sie über den Kanal holte. Die musikalisch klappende Aufführung, mit der Frau Straub das Familiendrama um die Seelenpein einer Halbwitwen über die zweite Ehe der Mutter in ihren Spielplan übernahm, zwingt zu der endgültigen Antwort: laum! Es ist anzunehmen, daß die unheimlichen, hellgelbe Jugend von heute über die sehr breit gewaltete ernste Seite des Stoffes, die Gefühlsstürmlichkeit des Mädchens Irene, nur die Achseln zuckt. Die heiteren Szenen wurden bei Frau Straub familiär volltreffer, und der Gram des Mädchens Irene über die Lebenslust ihrer Mutter wird von den Zuschauern gar nicht erst ernst genommen. Es laßt hemmungslos, was das bürgt für den Erfolg eines „Problemstückes“, das in den Schwan abgerollt ist.

Karl Ernst Knatz

„Spiel um Angelika“, ein Lustspiel von Reclam und Koller, erlebt am Samstag im Bochumer Stadttheater seine Premiere. Die Spielleitung der modernen, interessanten Gesellschaftskomödie mit einer Fülle reißender Uebersetzungen liegt in den Händen von Curt Bars.

Geschichtstafel

12. Februar:

1473 wurde der Astronom Nikolaus Kopernikus als Sohn eines Großhändlers in Thorn geboren und starb 1543 in Krakau, Polens, und in Rom. Schon 1496 in das ermländische Domkapitel aufgenommen, lebte er seit 1506 als Berater seines Onkels, des Bischofs von Ermland, im Schloss Heilsberg, und nach dessen Tode als Generaladministrator der Pfarre in Frauenburg und Schloss Alkenstein. Dort hat er sein Sonnensystem ausgearbeitet und damit einen Umsturz in der bisherigen Weltanschauung herbeigeführt. An Stelle des geozentrischen Weltbildes des Ptolemäus, wonach Sonne, Mond und Sterne um die Erde kreisen, legte er das heliozentrische mit der Sonne als Weltmittelpunkt. Aus Furcht vor den Folgen des Widerstands dieser Auffassung mit der Bibel, gab er ihre Veröffentlichung erst auf dem Sechzigsten in Frauenburg am 24. Mai 1543 zu. Zum heute geltenden Weltbild ist die Lehre des Kopernikus erst durch Keplers Entdeckung der wahren Planetenbewegungen geworden.

1731 ist Goethes Mutter Katharina Elisabeth als Tochter des Stadtschultheißen Rector in Frankfurt a. M. geboren worden.

1754 schlug das zwischen Steele und Liebertur verheiratete Paar, wobei neun Personen den Tod in den Armen fanden. Es ging um die Frage, ob die Leiche eines toten Mannes, der unter anderen zwei Geschwister mit einem Neffen, die zur Teilnahme an einer Erbschaft sich überreden lassen mußten.



Husten?
Mehrmals am Tage eine Emser-Pastille im Munde zergehen lassen.
Das hilft, EMS hilft!

Wer ist der Graue?

Erlebnisse um Scotland Yard erzählt von Josef Kohlhöfer

25) „Ich kam wegen der roten Nelke. Heute morgen sah ich Sie in der City in erregtem Gespräch mit Tom Wardsfield, und als Sie mich gewahrte, kam Sie auf mich zu und sprach: „Sie sind doch auch so ein Polizeimensch. Sagen Sie Kommissar Gerson, ich werde vielleicht einmal bei ihm vorprechen.“ — Das sagte Sie leise, daß Wardsfield nichts vernommen konnte.

„Danke, Captain! — Ist das alles?“ Gerson sah Snowden forschend an. „Dann benötige ich Sie nicht mehr. Wollen Sie in zehn Minuten noch einmal zu mir kommen? Sie können mir dann über Chelmsford ausführlich berichten.“

Snowden verabschiedete sich in schlechtester Laune. Der Kommissar sah auf die Uhr.

„Ich werde in einer halben Stunde wegfahren, Gibbs. Dieser Nord windt für heute mein ganzes Programm über den Haufen. Was ich Sie noch fragen wollte: Würden Sie den Mann wiedererkennen, der Fräulein Johanne im Waldhaus angriff und von Ihnen zu Boden gestreift wurde?“

„Er stand hinter der Stabiblatz, sein Gesicht war im Halbmondlicht schlecht zu sehen, und als er am Boden lag, waren nur die Körperumrisse sichtbar. Mit dem Wiedererkennen wird es also schlecht aussehen, Chef! — Dann hatte ich auch Gile: ich konnte nicht lange umherlaufen und nachsehen. Das einzige, später noch sichtbare Kennzeichen werden einige Zahnlücken sein, die ihm meine Verlosung eintrug. Wenn ihn Fräulein Wellington nicht kennt, wird es schwer sein, ihn zu fassen!“

„Allerdings!“
„Wissen Sie, Captain, was mir nicht aus dem Sinn gehen will? Ich habe nämlich so ein Ding, das aussieht wie eine Abnung, und das läßt mir keine Ruhe. Inspektor Hull hat doch von der Hausdurchsuchung bei Grimshaw zwei niedliche Schlüssel mitgebracht!“

„Und...?“

„Ich denke dabei an Pöblo!“ bemerkte der Sergeant.

Gerson pfiff leise durch die Zähne. „An der Tat, das könnte möglich sein. Sie haben es wirklich faul hinter den Ohren!“

„Genau dasselbe sagt meine Mary auch immer, Captain!“ erklärte der Verlobte stolz.

Im Südwesten Londons, in Chelsea, zweigt vom Kingsroad die Manorstreet ab und führt dort zum Chelsea Embankment.

In diese Gegend war Johanne Wellington, deren Wohnung früher in der Nähe des Victoria-Bahnhofs lag, gezogen. Sie hatte in der Manorstreet drei freundliche Räume bei einer älteren Frau, einer Witwe, gemietet. Eine kleine Küche, ein Salon und ein Schlafzimmer bildeten ihre neue Wohnung. Johanne fand den Rauminhalt für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichend. Die Zimmer lagen im ersten Stock. Johanne lebte zurückgezogen und suchte keinerlei Anschluss. Ihre Wirtin, Frau Braun, trug dem voll und ganz Rechnung; selten betrat sie die Räume ihrer Mieterin. Sie freute sich, eine wirkliche Dame bei sich zu haben. Die

stille und feine Art Johanne imponierte ihr, wie auch ihr freundliches Wesen viel dazu beitrug, das Verhältnis zwischen Mieterin und Vermieterin sehr erträglich zu gestalten.

Die Wohnung Johanne war in sich abgeschlossen und direkt von der Treppe aus zu betreten, ein Umstand, den das Mädchen sehr angenehm empfand. Im gleichen Stockwerk, war noch ein Zimmer, ebenfalls mit eigenem Eingang, bis gestern frei gewesen und hatte nun einen Interessenten gefunden.

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde. Im Ofen knisterten die Buchenäste, einen rötlichen Schein in das Zimmer werfend, in dem Johanne eifrig beschäftigt war. Sie saß an einem zierlichen Schreibtisch, und vor ihr lag eine Menge alter, vergilbter Briefe, die sie einer Kaffee-entnommen hatte, um sie durchzusehen. Es waren zum Teil Briefe ihrer Mutter und auch andere von Verwandten, die sie gar nicht kannte, und deren Schriftzüge sie fremd anmuteten. Ihre Suche galt den Briefen Otel Cheiters, aber bisher hatte sie nicht eine Zeile gefunden, die von ihm stammte.

Nachdem Sergeant Gibbs das Mädchen heimgebracht hatte, war Johanne in einen tiefen Schlummer gefallen. Das Erwachen am anderen Morgen führte sie wieder in die raue Wirklichkeit zurück: ein wirrer Traum haften die Ereignisse des Abends vorher in ihrem Kopf und schufen einen dumpfen Druck, der nicht weichen wollte. Wenn sie sich all die schrecklichen Situationen vergegenwärtigte, kam sie sich hilflos vor und schwach und einsam, und die Ruhe um sie bedrückte sie mehr, als das je der Fall gewesen war. Sie beschloß, einige Wochen fortzuziehen, und wußte dabei, daß sie diesen Beschluß nicht ausführen würde. In ihr war plötzlich etwas aufgetaucht, was sie sich nicht deuten konnte. Zeitweise überfiel sie eine schmerzliche Stimmung und verwandelte sie in eine Trübsinnigkeit. Nicht, daß sie Launen gehabt hätte, dazu war Johanne zu ausgeglichen, aber trotzdem war ihr oftmals zumute, als würden sich ihre Gefühle in stetem Wechsel befinden.

Johanne wußte nicht, wie schmerz sie war.

Ein dunkles Kleid umschloß die schlanke Gestalt, und jede Bewegung ihrer Hände war wie ein harmonischer Ton in dem lebenden Bild eines gottbegnadeten Meisters. Ihr Mäddchen entbehrte nicht der sanften Anmut und leichten Empfindlichkeit; sie kannte die Männer zu wenig, um sich ein Urteil über sie bilden zu können, und glaubte durch Nähe und Zurückhaltung den Abstand wahren zu können, der ihr notwendig erschien.

Sie hatte schlimme Stunden hinter sich, aber noch schlimmerer standen ihr bevor. Gerson hatte unbefristet ein Anrecht darauf, seine Fragen beantwortet zu wissen; sie befand sich in einem schmerzvollen Zwiespalt und wußte keinen Ausweg als den, nach der einen Seite zu schweigen, um vor den sensationenhungrigen Blicken zeilenfammelnder Reporter ihren Namen rein zu halten.

Ein Klopfen an die Tür riß sie aus quälenden Gedanken.

Sie rief „Herein“ und vergaß dabei, daß von innen abgeschlossen war. Als sie öffnete, stand ein Mädchen vor ihr. Es trug ein Straßenkleid; unter dem kleinen Hut quoll dunkelblondes Haar hervor. Das sympathische Neuker wurde durch den herausfordernden Blick und den sinnlichen Mund fast beeinträchtigt. „Fräulein Wellington“, begann das Mädchen sofort zu sprechen, „es freut mich, Sie kennenzulernen. Sie schritt freundlich lächelnd über die Schwelle, so daß

Johanne nichts anderes übrigblieb, als hinter ihr die Tür zu schließen. „Oh, wie nett und gemütlich haben Sie es hier“, rief sie bewundernd, wirklich, Frau Braun hat mir nicht zuviel erzählt. Ihr Salon ist entzückend!“

Sie ging um den Tisch und besah sich ungeniert die Möbel und Bilder.

„Ich heiße Sula Prescott und bin seit gestern Ihre Zimmernachbarin. Frau Braun trat mir ein Zimmer ab, und ich hielt es für ein Gebot des Anstandes, mich Ihnen vorzustellen.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen“, entgegnete Johanne reserviert. Im stillen hoffte sie die Besucherin bald loszuwerden.

Sie gestatteten, ich bin sehr müde!“

Unausgefordert nahm Sula auf einem Stuhl Platz und ließ einen Seilzger der Erleichterung hören.

„Drei Stunden bin ich jetzt auf den Beinen“, sagte sie, „da ist man froh, sich ausruhen zu können.“ Sie wurde mir leid tun, wenn ich Sie gestört hätte“, sie wies auf den Schreibtisch, „ich sehe dort eine Menge Briefe. Sie haben wohl sehr viele Freunde?“ fragte sie neugierig.

„Es sind Briefe meiner verstorbenen Mutter!“

Diesmal klang die Antwort aus der Stimme Johanne so deutlich, um überhört zu werden.

„Oh!“ — Sula schloß vor Teilnahme über. „Bitte, vergessen Sie, was ich sprach. Sie dürfen nicht denken, daß ich Sie stören wollte; ich schwärme gerne, und meine eigene Stimme zu hören, bereitet mir viel Genuß. Auch ich habe keinen Vater mehr. Meine Mutter heiratete wieder und ich bekam einen Stiefvater, heiser, der nachts betrunken nach Hause kam und morgens aufstand, um wieder weiterzutrinken. Es war ein schreckliches Leben, so schrecklich, daß ich mit fünfzehn Jahren von daheim wegging. Eine alltägliche Geschichte zwar, werden Sie denken; für mich war es aber ein Roman mit vielen Leidenskapiteln.“

Das Mädchen schweig und starrte in Erinnerungen versunken auf den Boden.

„Sie leben wohl sehr für sich allein?“ fragte sie nach einer Weile in leichtem Flüsterton weiter. „Ich könnte das nicht, mich in ein Zimmer vergraben und das will ich. Zwei Freunde werden um mich, einen kenne ich schon längere Zeit, der andere lud mich gestern in die Oper ein. Ein ganz netter Kerl, nur ein bißchen hochfahrig und steif und schulmeisterlich. Als er sich verabschiedete, sagte er, er wohne in meiner nächsten Nähe. Denken Sie, wie ich überfallen war, als er mich vor die Wohnungstür begleitete und dann im gleichen Stockwerk das Zimmer neben Ihnen aufstiegt.“

Johanne schloß sich bei dieser Nachricht sehr unbehaglich. Noch einen dritten Menschen als Zimmernachbarn akzeptieren zu müssen, erschien ihr nicht besonders angenehm.

„Dahon wußte ich nichts. Hat Frau Braun das Zimmer schon lange vermietet?“ fragte sie.

„Ich glaube nicht“, entgegnete das Mädchen nachsinnend. „Wahrscheinlich ist er mit mir eingezogen. Aber Sie können beruhigt schlafen, er ist eine harmlose Brummfliege. Während der Oper schwärmte er andauernd von seinem Bobby und seiner Nelly. Das sind nämlich Fröschel!“

Dafür hatte Johanne wenig Interesse.

Rein anderer Verehrer dagegen trägt sich mit ernstlichen Gedanken, plapperte Sula Prescott weiter.

Er ist bei der Polizei, und zwar Kommissar, also in glänzender Stellung. Ein und wieder treffen wir uns in einem Café; er hat mich auch schon zu großen Festen

mitgenommen. Oh, ich liebe Will, und ich glaube, er ist mir auch sehr gut.“

„Wie heißt Ihr Verlobter?“ fragte Johanne mit vibrierender Stimme.

„Will Gerson! — Aber verlobt sind wir noch nicht, Fräulein Wellington. Ich möchte nicht gerne eine Unwahrheit sagen, obwohl unser Verhältnis schon so eng gefaltet ist, daß die Verlobung nur noch eine Frage kurzer Zeit sein wird. Will ist der begabteste, entgegenkommendste und aufmerksame Mensch von London“, schwärmte sie. „Er hat nur einen Fehler, er ist sehr überglücklich. Manchmal kann er auch sehr lustig sein. Ich bin stolz auf ihn; seine erfolgreiche Tätigkeit als Detektiv wird von den höchsten Stellen anerkannt.“

Johanne fühlte einen pochenden Schmerz an der Schläfe.

„Kennen Sie Herrn Gerson schon lange?“ fragte sie, während ein leichtes Rot in ihre Wangen stieg. Sie schämte sich dieser Frage und bereute es, sie ausgesprochen zu haben. Wenn sich Gerson an dieses Mädchen hing, war es seine Sache, er bewies damit höchstens einen schlechten Geldsinn. Und wenn sie einen Augenblick daran gedacht hatte, in ihm einen aufrichtigen Freund zu besitzen — einen ehrlichen Kameraden, — so war das ein Zeichen ihrer Verleumdung gewesen und nichts anderes. Nunmehr mußte sie den nötigen Abstand wiederherstellen, denn es entsprach keinesfalls ihrem Charakter, zu einem Herrn in freundschaftliche Beziehungen zu treten, den zu beanspruchen ein anderes Mädchen ein Recht hatte.

„Ungefähr ein halbes Jahr“, befandete Sula bereitwillig. „Will ist sehr von Mädchen umflattert, wenn ich so sagen darf. Er hat mir schon viel erzählt, wie sie ihm nachlaufen und ihn anheimeln. Es hat sogar Mädchen gegeben, die mich, seine zukünftige Frau, zum Gesprächsobjekt machten; er fand das unheimlich und undeutlich, denn vorläufig soll ja niemand darum wissen. Die Freunde über mein Glück hat mich Ihnen gegenüber redlich gemacht; ich bitte Sie, Fräulein Wellington, über das Gerede zu niemandem davon zu sprechen, am allerleinsten dürfte mein Will davon erfahren. Das ist aber lächerlich, denn Sie kennen ihn ja nicht!“

Sie streifte Johanne mit einem lauernden Blick. „Seien Sie unbesorgt! — Nun muß ich Sie aber bitten, mich zu verlassen; meine Migräne meldet sich, und es wird mir gut tun, wenn ich mich etwas hinlege.“ Sie näherte sich der Tür.

Sula stand mit höflichem Lächeln auf, das aber sofort einer besorgten Miene wich, als Johanne zu ihr hinsah.

„Oh, wie leid tun Sie mir! — Sie Arme, ich weiß, wie schlimm Migräne ist. Nehmen Sie einige Kopfschmerztabletten und legen Sie sich ein nasses Tuch auf die Stirne. Wahrscheinlich quält Sie der Schmerz schon längere Zeit, und ich dummes Ding malträtiere Sie mit meinen unwichtigen Gesprächen. Recht gute Besserung, Fräulein Wellington, ich werde mir erlauben, wieder nachzusehen, wie es Ihnen geht. Bis dahin auf Wiedersehen!“

Als Johanne allein war, legte sie mechanisch die Briefe in die Schatulle und verabschiedete diese in ihrem Schlafzimmer. Dann knipste sie das Licht aus. Sie setzte sich an das Fenster und ließ die trauliche Stille des Zimmers, die nur vom dem Bräseln des Feuers unterbrochen wurde, auf sich einwirken.

Draußen war es kalt; ein eifriger Wind rüttelte an den Bäumen und Türen und pfiff und blies durch die Straßen.

(Fortsetzung folgt)

Williams hatte S... Das heinabe e... mber geworden. Fremden Gemahnte... einmals selige Auf... tungen Vergnügen... für Hilmerepition... Das Boot eht... Williams auf eine... gebracht. Seit Wod... die unsichtbar gebl... Strand und borchte... nahen Brandung.

Auch sie war St... Die Nacht brach... Die Mächte aber... ma und Beunruhig... mang Nacht für M... vor der Wabung... Schreien und dumpf... Schreien lagen zwisch... fere! — und manch... Dunkelheit des Wal...

Ein Böses, das... auf die Nerven ginge... Williams hatte... Güte zu. Nacht fi... vor seiner Güte ein... kannten fühlenden G... getrunken — er für... unbedeutend und die... den Eingang feine... dann, wenn er in

(Gedanken mach... wollten höchstwah... die Weite Ausdruc...

Die Zeit ging a... Er schrie es der... machte. Dann spü... Das Fieber wurde... reichte es zur Na... den Feuerflammen... des brachten ihn... fenden der verrück...

Er brach auf... Am Morgen f... ein Arm mit Wa... zu träumen und... träumte nicht. G... Das Fieber war f... er drang auch in... um, er hörte ein...

Der Tag verga... Und in der M... wieder an, nur... zu sein. Wieviel... fieberte schon wie... In dieser Na... Entnervt von... Trümmern und i... seiner Güte. Un... Er sah die angr... er sah die weiche... alles war wie F...

Die Eingebor... Bruch und fagle... Bald, aus dem... und frühe pöhl... sie auf und deut... Reicht abnte sie... hin und hielt be... Wiehartig ba... die feststamen G... Soma von de... hundertfachen de... Zeit — so bie... gehorenen einen... „Ma—ona“ — darauf ein Fieb...

Die... Roman von Koll... 47) Da liehe i... seinen Zimmer... nisch Wasser. „Was will... „Ich hab... Bücherdruck... ihn wieder in... Ich will... Klopptopf und... und jeder gebil... mer sie nicht... Na ja, da... Bettina schläg... graphie und... fand.

„Hier ist... du mir etwas... Ich habe... (W... B... Gre... Sie lieft... mich an... „Greif n... doch da?“ „Ja, so... biffel!“

Da spreiz... warts und f... doch zu!“

Da stehen... gelbes Haar... men, weiche... Gefänge — Ich erstide,

Durch e... Manberichaf...



XIII.

Die Indios, die inzwischen bis an jene Pflanzung vorgerückt waren, welche die Stadt vom Busch trennt, machten halt und schienen sich zum Angriff vorzubereiten. Da kletterte plötzlich Ni-ran, ehe dies irgend jemand hätte verhindern können, die Leiter hinauf, bleibend auf demselben, um die Fäden zu ziehen. Sie ist fast völlig nackt. Um die Hüften hat sie ein Tuch gewunden. Die Hände hält sie vor sich hin, die offenen Handflächen dem Feind darbietend. Dies gilt bei den Indianern als Zeichen des Friedens.

Mit klopfendem Herzen folgen die Siedler jeder ihrer Bewegungen, sehen ihre schöne, aufrechte Gestalt durch das Gras schreiten. Ihr Körper glänzt wie Bronze. Jetzt bleibt sie stehen und legt sich dann langsam auf den Boden. Nach einer Weile tritt ein indianischer Krieger aus dem Busch. Er geht auf sie zu und setzt sich gleichfalls nieder. Ni-ran spricht, man sieht es an den Bewegungen ihrer Lippen. Der Indio erwidert: Sie sind zu weit entfernt, niemand kann hören, was hier verhandelt wird. Das Gespräch dauert lange. Nach einiger Zeit erhebt sich der Krieger und steht in den Busch zurück.

Niemand weiß, was werden soll, man wagt nicht, Ni-ran durch Zurufe zu stören. Die Westgenossen sehen gespannt auf die Schatten der Bäume, die langsam wandern und länger werden.

Da wird der Busch lebendig. Der indianische Krieger kehrt zurück, ihm folgen seine Kameraden, große, prächtig gewachsene Männer. In einem Kreis, den sie mit ihren Speeren am Boden abstecken, nehmen sie Platz und entzünden ein kleines Feuer. Ni-ran erhebt sich, kommt zurück zur Stadt und ruft Köhler und Rovera: „Kommt! Kommt! Es ist Frieden!“

Nachdem Rovera den Siedlern ihre Worte überlegt hat, erhebt er alle in wahrer Freude. Die Frauen weinen und die Männer, die tausendmal dem Tod getrotzt haben, sind glücklich, einen Kampf vermeiden zu sehen, einen Kampf ohne Chancen, dessen Ende nichts anderes hätte sein können als der sichere Untergang.

Köhler und Rovera nehmen bei den indianischen Kriegern Platz, begrüßt von den farbigen Häuptlingen. Ein riesiger Krieger führt das Wort, Ni-ran überlegt: „Wir haben euch“, sagt der Häuptling, „für Spanien gehalten und sind ausgezogen, um euch zu vernichten. Doch wir hörten durch die Jünger eurer Freundin, daß ihr jene Leute seid, mit blauen Augen und hellem Haar, welche das Herz der Sonne bei sich tragen und friedlich und gut sind. Schon andere Stämme haben uns von euch berichtet. Wir wollen mit euch in ewigen Frieden leben und wenn es notwendig ist, mit euch gegen die Spanier kämpfen.“

Köhler erwiderte: „Alle Völker des Urwaldes, welche unsere Nachbarn waren, haben in Frieden mit uns gelebt, und erst vor wenigen Tagen haben diese Arme Sao-Saos Schülern umschlungen, als wir Abschied nahmen.“

Der indianische Häuptling zieht sein Messer und hält die Spitze in seinen Arm. Er läßt das Blut ins Feuer rinnen und spricht: „Niemand, solange die Sonne auf- und untergeht, soll durch unsere Schuld euer Blut vergossen werden. Euer Feind werden unsere Feinde sein und eure Freunde unsere Freunde.“

Thomas Köhler nimmt das Messer des Häuptlings und ohne mit der Wimper zu zucken, wiederholt er die Zeremonie und spricht die Worte nach. Das ins Feuer tropfende Blut zischt. Ni-ran bittet man die Krieger zu Gott, man schlachtet zwei Ochsen, alles ist glänzend gelaut. Nach einer Zeit unseliger Entbehrungen, nach Tagen voll Kummer, Sorge und Not ist dies das erste Fest. Man trinkt und singt, die Indianer tanzen, und als der Mond aufgeht, nimmt man Abschied.

Alterschöpfen!

Der Frühling ist nicht mehr fern, über Nacht kann er da sein. Der tropische Frühling ist ein ungestümer Liebhaber, er reißt die Natur an sein Herz, wild wie der Wind, der von den Bergen weht. Auch regnet es, aber Köhler unternimmt Streifungen durch das Bergland, um einen geeigneten Platz für ein Fort zu finden. Oft bleibt er ganze Tage aus. Meist ist er allein, manchmal begleiten ihn die Westgenossen oder Rovera.

Der Platz, wie man ihn braucht, muß eine Menge Vorteile besitzen, die selten gleichzeitig an einem Ort zu finden sind. Aber Köhler findet ihn. Es ist der Stamm einer Hügelliste, leicht bemalbar. Von hier aus wird man weit in das Land hineinsehen. In der Nähe fließt ein kleiner Bach. Alles wird gut werden.

Die Westgenossen, die Erdkundensätze in die Umgegend heranbrachten, entdecken rasch den Wildreichtum der Gegend. Sie sind wunderbare Fallensetter und Jäger. Rovera rät, man möge sich vorerst nicht auf Ackerbau, sondern auf Jagd und Viehzucht einstellen, da Handel mit Para in absehbarer Zeit ausgeschlossen sei. Die Sonne beginnt zu brennen. Ueber Nacht schießen grüne Reime aus der Erde. Man kann anfangen mit der Arbeit.

XII. Gier nach Gold

Aber die Spanier? Sie trieben es schlimm. Sie waren nach dem Osten vorgestoßen bis zum mittleren Lauf des Kagu, hatten dort alle indianischen Siedlungen vernichtet und überall nach Gold gewühlt. Das hatte seine Ursache nicht nur in der Habgier der spanischen Soldaten und Offiziere, nein, diese Gier nach Gold wurde von Cartata besonders liebevoll gepflegt und in alle Herzen verpflanzt, denn er sagte sich mit Recht, daß nur eine statische Beute eine zureichende Entschädigung für den Verlust seiner Arme darstellte.

Die Indianer wieder, die bald begriffen, worauf es den Spaniern ankam, hatten nichts eiligeres zu tun, als die goldenen Geräte zu verbergen oder gar in die Sumpfe zu werfen, denn, so meinten sie, das Suchen der Spanier würde bald enden, wenn sich diese erst überzeugen hätten, daß es vergeblich sei. Nun geschah es aber, daß sich die Arme eines Tages in einen Sumpf verirrte. In der Mitte dieses Sumpfes sahen die Soldaten einige Steinquadern aus dem feuchten Boden ragen. Angepörrt von neuen Hoffnungen, ließen die spanischen Offiziere Sträucher und Bäume fällen und

mit ihnen eine Straße errichten, daß es möglich wurde, zur Mitte des Sumpfes vorzustoßen.

Das versunkene Goldhaus

Bei dieser Gelegenheit kamen wohl einige der Spanier ums Leben, doch was bedeutet das, wenn es darum geht, unendliche Reichtümer zu gewinnen! Die Steinquadern erwiesen sich als Ficht oder Dach eines Hauses, welches ehemals wohl hoch aufgeragt haben mochte, nun aber im Sumpf eingesenken war.

Nachdem man diese Steine mit großen Hebeln von ihrem Platz fortgewälzt hatte, gelangte man zu einem unterirdischen Gelaß, das mit Wasser gefüllt war. Cartata, der seinen Augenblick gekommen sah, zog sich kurz entschlossen aus und begann umherzuschwimmen und zu tauchen. Ob blieb er so lange unter dem Wasser, daß die Spanier schon für sein Leben fürchteten. Doch die Hoffnung auf Ruhm und Reichtum gab dem Räuber immer wieder neue Kräfte. Schließlich gelang es ihm wirklich, nachdem er mit einem schweren Stein in den Händen nochmals in das Wasser gesprungen war, bis auf den Grund zu gelangen. Er kam empor, in seiner Rechten einen riesigen Schild. Dieses Gerät war mit Schlamm verkrustet und sah anfangs unansehnlich aus. Cartata aber, noch atemlos vom Tauchen, ließ sich ein Messer reichen, mit dem er Schlamm und Schmutzkrusten entfernte. Staunend erkannten die Spanier, daß der Schild aus reinem Gold war. Die Szenen, die sich nun abspielten, waren unbeschreiblich. Die Soldaten schossen ihre Gewehre ab und jubelten, sie sprangen umher und führten wilde Tänze auf. Dabei gerieten einige in den Sumpf und konnten nur mit großer Mühe gerettet werden. Cartata, den die Erfahrungen, die er als Seeräuber gesammelt hatte, hinderten, sich falsche Vorstellungen über den Einfluß des Goldes auf die Menschen zu machen, ließ augenblicklich am Fundort Wachen aufstellen und in einem Befehl, den er ausgiebig ließ, den spanischen Soldaten die Androhung der Todesstrafe verleiht, ohne besondere Bewilligung nach Gold zu suchen oder zu tauchen.

Die Suche wurde fortgesetzt, und ehe noch die Sonne untergegangen war, hatte man aus dem versunkenen Gebäude siebenundzwanzig goldene Schilde, Trinkschalen und viele andere Geräte gehoben. Man reinigte sie, verpackte den kostbaren Fund in Säcke und schickte sofort Boten nach Para mit dem Auftrag, die Regierung um Verstärkung zu bitten. Am Rande des Sumpfes wurde ein großes Lager aufgeschlagen, und die nächsten Tage vergingen mit Suchen und Verbesserungsarbeiten, die man an der künstlichen Straße vornahm.

Nachdem Rovera den Siedlern ihre Worte überlegt hat, erhebt er alle in wahrer Freude. Die Frauen weinen und die Männer, die tausendmal dem Tod getrotzt haben, sind glücklich, einen Kampf vermeiden zu sehen, einen Kampf ohne Chancen, dessen Ende nichts anderes hätte sein können als der sichere Untergang.

Köhler und Rovera nehmen bei den indianischen Kriegern Platz, begrüßt von den farbigen Häuptlingen. Ein riesiger Krieger führt das Wort, Ni-ran überlegt: „Wir haben euch“, sagt der Häuptling, „für Spanien gehalten und sind ausgezogen, um euch zu vernichten. Doch wir hörten durch die Jünger eurer Freundin, daß ihr jene Leute seid, mit blauen Augen und hellem Haar, welche das Herz der Sonne bei sich tragen und friedlich und gut sind. Schon andere Stämme haben uns von euch berichtet. Wir wollen mit euch in ewigen Frieden leben und wenn es notwendig ist, mit euch gegen die Spanier kämpfen.“

Neue Piraten rüsten

Zu dieser Zeit war bei Para ein Schiff vor Anker gegangen, die „Defastros“. Es war eine Seeräuberbrigg, welche nach Para gekommen war, um dort frische Lebensmittel an Bord zu nehmen. Der Kapitän dieser Brigg, ein alter erfahrener Seeräuber, zu dem die Gerüchte von dem Goldfund bald gedrungen waren, wußte sich genauere Nachrichten zu verschaffen — mittels falscher Versicherung oder gar durch Gewalt, darüber ist nichts Näheres bekannt —, jedenfalls ließ er sofort die Anker lichten und segelte die Küste Brasiliens entlang. In Bahia nahm man frisches Wasser auf und in der Nähe von Canavellas ging man vor Anker.

Auf dem Zug in das Innere des Landes überquerte man die Gebirge, überquerte den Fluß Sao Francisco, passierte einige Anlagen und Forts, immer guten Mutes, denn überall, wohin man kam, war die Rede vom Gold, und alle waren verquirit damit.

Die Pest geht um!

Nun plagte eines Tages einer der Seeräuber über heftige Unfälle, er erkrankte sich. Schwindel und Schwächeanfälle folgten. Die Haut seines Körpers wies plötzlich dunkle Flecke auf, und als es Abend wurde, lag er steif und starr da, sein Atem ging schwach, und in der Nacht starb er. Die unwissenden Seeräuber, in der Meinung, er sei infolge des Genusses von schlechtem Fleisch zu Grunde gegangen, schenkten dem Zwischenfall keine Bedeutung. Doch schon in den nächsten Tagen, als man gerade das Städtchen Renaos erreichte, erkrankten noch andere. Die äußeren Anzeichen der Krankheit waren bei allen dieselben, und bald konnte kein Zweifel darüber bestehen, welcher Art diese Krankheit war. Erst raunte man sich, geküßten vom Entsetzen, ihren Namen zu, und später ging es wie ein verzweifelter Aufschrei von Mund zu Mund: Die Pest!

Bald bedeckten die Straßen, die Einfahrten, die Häuser und auch die Häuser verlugen ihr Leben zu retten, indem sie sich bemühten, das Gebirge zu erreichen.

Keiner entgeht dem Schicksal

Der Hügel, den man für die Anlage eines neuen Forts ausgesucht hatte, sah aus wie ein riesiger Bauplatz. Mächtige Baumstämme lagen überall umher, breite Gräben waren ausgehoben, die später dazu dienen sollten, das Fort unheimbar zu machen. Die Sonne schien warm, der Busch stand in Blüte. Auf diesen prächtigen Wiesen hatte sich auch das Vieh bald erholt, und auf der Spitze des Hügels sah man zwölf mächtige Wachen gegen den Himmel ragen. Die Grumpeffler des zukünftigen Wohnhauses. Die Bauern sangen wieder, wenn sie zur Arbeit gingen, ihr Frohsinn war zurückgekehrt, füllte Zuversicht lebte in ihren Herzen, und ihr Fleiß war unermüdet.

In einem Sonntag, als alles ausgezogen war, um die Stelle zu besichtigen, die zur neuen Heimat werden sollte, und die Siedler auf dem großen Bauplatz umherstanden, näherte sich ihnen ein Mann, der plötzlich aus dem Walde hervorgekommen war. Er sah verwildert aus. Sein Gesicht war abgezehrt, die Farbe seiner Haut fast grau. Als er bis auf hundert Schritt herangekommen war, blieb er stehen, winkte mit der Hand und fiel dann zusammen wie ein leerer Sack. Man eilte ihm zu Hilfe, aber der Fremde lag starr, sein Körper und sein Gesicht waren von kaltem Schweiß bedeckt. Er vermochte nicht zu schlafen, dies erkannte man, als man versuchte, ihm Brandwein einzukipfen.

Man rief hin und her, was dem rätselhaften Fremden wohl fehlen möge. So verging einige Zeit, da setzte sein Atem aus, und er starb. Allen Anschein nach war dieser Mann ein Missionar.

Der Zwischenfall vertrieb die frohe Stimmung, man sah sich gendigt, den Toten zu beerdigen. Die Bauern sprachen ein Wasser, und mit den Spaten, die überall herumlagen, hoben sie just dort, wo der Mann gestorben war, ein Grab aus. Doch ehe man noch diese Arbeit beendet hatte, kamen aus dem Busch, ganz im Gegenfah zu ihrer sonstigen Zutraulichkeit, sie hielten die Hände vor das Gesicht und riefen den Siedlern unverständliche Worte zu. Dann verschwanden sie mit Gebärden des Abscheus und des Entsetzens im Busch.

Betroffen und verwundert wollten sich schon einige Jäger anschicken, ihnen nachzusehen, da trat Rovera hervor. Sein dunkles Gesicht war bleich und seine Lippen zitterten. „Freunde“, sagte er, „uns hat ein großes Unglück betroffen, größer als jedes, welches uns widerfuhr, und schlimmer als die Kriege, die ihr überstanden habt. Dieser Mann hier“, und er deutete auf den Toten, „starb an der Pest!“

Ein furchtbares Schweigen folgte seinen Worten. „Nun“, sagte Rovera leise, „verliert nicht gleich den Mut. Entzündet ein großes Feuer, rächtet eure Kleider aus, badet im Fluß, und diesen Toten hier will ich verbrennen. Ich habe kein Gesicht berührt, und mit mir ist es wohl vorbei.“ Entsetzt wichen die Siedler zurück. Köhler läßt sofort alle Maßnahmen treffen, die Rovera empfohlen, während dieser ein rundes Loch in den Boden gräbt, Holz zerhackt und über der Grube einen Scheiterhaufen errichtet.

Langsam wird es dunkel, das Feuer beleuchtet den Bauplatz. Man rächtet die Kleider aus und starrt gebannt auf das große Feuer, in dessen Schein man Rovera hantieren sieht. Immer neues Holz wirft er in die Flammen. Dicker, fester Rauch steigt zum Himmel. Endlich ist die grauliche Arbeit beendet. Rovera entleert sich und beginnt, sich mit Brandwein zu waschen.

Der Zwischenfall vertrieb die frohe Stimmung, man sah sich gendigt, den Toten zu beerdigen. Die Bauern sprachen ein Wasser, und mit den Spaten, die überall herumlagen, hoben sie just dort, wo der Mann gestorben war, ein Grab aus. Doch ehe man noch diese Arbeit beendet hatte, kamen aus dem Busch, ganz im Gegenfah zu ihrer sonstigen Zutraulichkeit, sie hielten die Hände vor das Gesicht und riefen den Siedlern unverständliche Worte zu. Dann verschwanden sie mit Gebärden des Abscheus und des Entsetzens im Busch.

Betroffen und verwundert wollten sich schon einige Jäger anschicken, ihnen nachzusehen, da trat Rovera hervor. Sein dunkles Gesicht war bleich und seine Lippen zitterten. „Freunde“, sagte er, „uns hat ein großes Unglück betroffen, größer als jedes, welches uns widerfuhr, und schlimmer als die Kriege, die ihr überstanden habt. Dieser Mann hier“, und er deutete auf den Toten, „starb an der Pest!“

Ein furchtbares Schweigen folgte seinen Worten. „Nun“, sagte Rovera leise, „verliert nicht gleich den Mut. Entzündet ein großes Feuer, rächtet eure Kleider aus, badet im Fluß, und diesen Toten hier will ich verbrennen. Ich habe kein Gesicht berührt, und mit mir ist es wohl vorbei.“ Entsetzt wichen die Siedler zurück. Köhler läßt sofort alle Maßnahmen treffen, die Rovera empfohlen, während dieser ein rundes Loch in den Boden gräbt, Holz zerhackt und über der Grube einen Scheiterhaufen errichtet.

Langsam wird es dunkel, das Feuer beleuchtet den Bauplatz. Man rächtet die Kleider aus und starrt gebannt auf das große Feuer, in dessen Schein man Rovera hantieren sieht. Immer neues Holz wirft er in die Flammen. Dicker, fester Rauch steigt zum Himmel. Endlich ist die grauliche Arbeit beendet. Rovera entleert sich und beginnt, sich mit Brandwein zu waschen.

Der Zwischenfall vertrieb die frohe Stimmung, man sah sich gendigt, den Toten zu beerdigen. Die Bauern sprachen ein Wasser, und mit den Spaten, die überall herumlagen, hoben sie just dort, wo der Mann gestorben war, ein Grab aus. Doch ehe man noch diese Arbeit beendet hatte, kamen aus dem Busch, ganz im Gegenfah zu ihrer sonstigen Zutraulichkeit, sie hielten die Hände vor das Gesicht und riefen den Siedlern unverständliche Worte zu. Dann verschwanden sie mit Gebärden des Abscheus und des Entsetzens im Busch.

Betroffen und verwundert wollten sich schon einige Jäger anschicken, ihnen nachzusehen, da trat Rovera hervor. Sein dunkles Gesicht war bleich und seine Lippen zitterten. „Freunde“, sagte er, „uns hat ein großes Unglück betroffen, größer als jedes, welches uns widerfuhr, und schlimmer als die Kriege, die ihr überstanden habt. Dieser Mann hier“, und er deutete auf den Toten, „starb an der Pest!“

Ein furchtbares Schweigen folgte seinen Worten. „Nun“, sagte Rovera leise, „verliert nicht gleich den Mut. Entzündet ein großes Feuer, rächtet eure Kleider aus, badet im Fluß, und diesen Toten hier will ich verbrennen. Ich habe kein Gesicht berührt, und mit mir ist es wohl vorbei.“ Entsetzt wichen die Siedler zurück. Köhler läßt sofort alle Maßnahmen treffen, die Rovera empfohlen, während dieser ein rundes Loch in den Boden gräbt, Holz zerhackt und über der Grube einen Scheiterhaufen errichtet.

Langsam wird es dunkel, das Feuer beleuchtet den Bauplatz. Man rächtet die Kleider aus und starrt gebannt auf das große Feuer, in dessen Schein man Rovera hantieren sieht. Immer neues Holz wirft er in die Flammen. Dicker, fester Rauch steigt zum Himmel. Endlich ist die grauliche Arbeit beendet. Rovera entleert sich und beginnt, sich mit Brandwein zu waschen.

Der Zwischenfall vertrieb die frohe Stimmung, man sah sich gendigt, den Toten zu beerdigen. Die Bauern sprachen ein Wasser, und mit den Spaten, die überall herumlagen, hoben sie just dort, wo der Mann gestorben war, ein Grab aus. Doch ehe man noch diese Arbeit beendet hatte, kamen aus dem Busch, ganz im Gegenfah zu ihrer sonstigen Zutraulichkeit, sie hielten die Hände vor das Gesicht und riefen den Siedlern unverständliche Worte zu. Dann verschwanden sie mit Gebärden des Abscheus und des Entsetzens im Busch.

Betroffen und verwundert wollten sich schon einige Jäger anschicken, ihnen nachzusehen, da trat Rovera hervor. Sein dunkles Gesicht war bleich und seine Lippen zitterten. „Freunde“, sagte er, „uns hat ein großes Unglück betroffen, größer als jedes, welches uns widerfuhr, und schlimmer als die Kriege, die ihr überstanden habt. Dieser Mann hier“, und er deutete auf den Toten, „starb an der Pest!“

Ein furchtbares Schweigen folgte seinen Worten. „Nun“, sagte Rovera leise, „verliert nicht gleich den Mut. Entzündet ein großes Feuer, rächtet eure Kleider aus, badet im Fluß, und diesen Toten hier will ich verbrennen. Ich habe kein Gesicht berührt, und mit mir ist es wohl vorbei.“ Entsetzt wichen die Siedler zurück. Köhler läßt sofort alle Maßnahmen treffen, die Rovera empfohlen, während dieser ein rundes Loch in den Boden gräbt, Holz zerhackt und über der Grube einen Scheiterhaufen errichtet.

Langsam wird es dunkel, das Feuer beleuchtet den Bauplatz. Man rächtet die Kleider aus und starrt gebannt auf das große Feuer, in dessen Schein man Rovera hantieren sieht. Immer neues Holz wirft er in die Flammen. Dicker, fester Rauch steigt zum Himmel. Endlich ist die grauliche Arbeit beendet. Rovera entleert sich und beginnt, sich mit Brandwein zu waschen.

Der Zwischenfall vertrieb die frohe Stimmung, man sah sich gendigt, den Toten zu beerdigen. Die Bauern sprachen ein Wasser, und mit den Spaten, die überall herumlagen, hoben sie just dort, wo der Mann gestorben war, ein Grab aus. Doch ehe man noch diese Arbeit beendet hatte, kamen aus dem Busch, ganz im Gegenfah zu ihrer sonstigen Zutraulichkeit, sie hielten die Hände vor das Gesicht und riefen den Siedlern unverständliche Worte zu. Dann verschwanden sie mit Gebärden des Abscheus und des Entsetzens im Busch.

Betroffen und verwundert wollten sich schon einige Jäger anschicken, ihnen nachzusehen, da trat Rovera hervor. Sein dunkles Gesicht war bleich und seine Lippen zitterten. „Freunde“, sagte er, „uns hat ein großes Unglück betroffen, größer als jedes, welches uns widerfuhr, und schlimmer als die Kriege, die ihr überstanden habt. Dieser Mann hier“, und er deutete auf den Toten, „starb an der Pest!“

Ein furchtbares Schweigen folgte seinen Worten. „Nun“, sagte Rovera leise, „verliert nicht gleich den Mut. Entzündet ein großes Feuer, rächtet eure Kleider aus, badet im Fluß, und diesen Toten hier will ich verbrennen. Ich habe kein Gesicht berührt, und mit mir ist es wohl vorbei.“ Entsetzt wichen die Siedler zurück. Köhler läßt sofort alle Maßnahmen treffen, die Rovera empfohlen, während dieser ein rundes Loch in den Boden gräbt, Holz zerhackt und über der Grube einen Scheiterhaufen errichtet.

Langsam wird es dunkel, das Feuer beleuchtet den Bauplatz. Man rächtet die Kleider aus und starrt gebannt auf das große Feuer, in dessen Schein man Rovera hantieren sieht. Immer neues Holz wirft er in die Flammen. Dicker, fester Rauch steigt zum Himmel. Endlich ist die grauliche Arbeit beendet. Rovera entleert sich und beginnt, sich mit Brandwein zu waschen.

Der Zwischenfall vertrieb die frohe Stimmung, man sah sich gendigt, den Toten zu beerdigen. Die Bauern sprachen ein Wasser, und mit den Spaten, die überall herumlagen, hoben sie just dort, wo der Mann gestorben war, ein Grab aus. Doch ehe man noch diese Arbeit beendet hatte, kamen aus dem Busch, ganz im Gegenfah zu ihrer sonstigen Zutraulichkeit, sie hielten die Hände vor das Gesicht und riefen den Siedlern unverständliche Worte zu. Dann verschwanden sie mit Gebärden des Abscheus und des Entsetzens im Busch.

Betroffen und verwundert wollten sich schon einige Jäger anschicken, ihnen nachzusehen, da trat Rovera hervor. Sein dunkles Gesicht war bleich und seine Lippen zitterten. „Freunde“, sagte er, „uns hat ein großes Unglück betroffen, größer als jedes, welches uns widerfuhr, und schlimmer als die Kriege, die ihr überstanden habt. Dieser Mann hier“, und er deutete auf den Toten, „starb an der Pest!“

Ein furchtbares Schweigen folgte seinen Worten. „Nun“, sagte Rovera leise, „verliert nicht gleich den Mut. Entzündet ein großes Feuer, rächtet eure Kleider aus, badet im Fluß, und diesen Toten hier will ich verbrennen. Ich habe kein Gesicht berührt, und mit mir ist es wohl vorbei.“ Entsetzt wichen die Siedler zurück. Köhler läßt sofort alle Maßnahmen treffen, die Rovera empfohlen, während dieser ein rundes Loch in den Boden gräbt, Holz zerhackt und über der Grube einen Scheiterhaufen errichtet.

Die Stimmung ist furchtbar, die meisten wagen kaum zu sprechen, einige flüstern. Man begibt sich nach Hause in die alte Felsenstadt. „Wir müssen“, rief Ni-ran ein, „dem Lauf der Flüsse folgen. Dies tun alle Völker des Urwaldes, wenn sie vor Seuchen fliehen.“ Köhler erwiderte nichts. Der rote Schein am Himmel wurde immer härter. Der Urwald schien sich zu beleben, die Äpfel schrien, manchmal sah man Vögel, die aus dem Schlaf geschreckt, in der Richtung des Windes nach dem Süden flogen. In dieser Nacht schlief niemand.

XIII. Wieder heimatlos!

Ein trostloser Morgen brach an. Im Norden war der Himmel verbängt, Rauchwolken stiegen empor. Stattdessen gellten die Worte von Aufbruch und Muth auf in Schreden verlegt, so schien es jetzt jeder eilig zu haben, davonzukommen. Man verließ das Städtchen auf die Maultiere und Ochsen und schon drei Stunden nach Tagesanbruch brach man auf.

Der Tod begleitet mit geräuschlosen Schritten diesen Zug

Seine Nähe macht die Reine unsicher und trübt den Blick. Man stolpert über Zweige und steht in diesen Zweigen ein tödliches Hindernis. Aber es sind die eigenen Reine, über die man strauchelt, die eigene Angst, über die man fällt. Die Männer, welche die Nachhut bilden, denken nicht an Ueberfälle durch Indios und wilde Tiere. Alle kleinen Mängel sind längst untergegangen in der großen Furcht: Die Pest!

Mittags hält man an, um zu rasten. Man zeigt es sich, daß jeder sein Gesicht bei sich trägt, sorgsam darauf bedacht, eine Berührung zu vermeiden. Aber wer vermag es? Die Gedanken hatten alle nach. Wo ist der gute Mut der ersten Jahre? (Fortsetzung folgt.)

Aus den Nachbargebiet

Stadt Wanne-Eickel

Das Unglück auf der Schlachthof

Zu dem Unglück in Köhlingshausen erfahren wir noch: Erst im Oktober vorigen Jahres ereignete sich ebenfalls am Schlachthof in Köhlingshausen ein schweres Einsturzungsunglück, dem damals ebenfalls ein Mensch sein Leben aufoperte. Am Montag sollte sich ein schwerer Schlachthof, der den Arbeiter Bruno Schöcherle gehörte, auf dem Schlachthof in Wanne-Eickel auf der Stelle stürzen. Sofort nach dem Unglück erschien Oberbürgermeister Gümme, Kreisleiter Bönigkrohn, Bürgermeister der Wanne-Eickel, sowie der Stadtrat, der Kreisleiter der Wanne-Eickel, um sich über die Ursache dieses Unglücks Klarheit zu verschaffen. Wie die Ermittlungen ergeben haben, liegt ein Verschulden der Stadt nicht vor. Der Verunglückte, den das Schicksal getroffen hat, hinterläßt Frau und drei Kinder. Die Beerdigung wird in ehrenvoller Weise durch die Kreisleitung der Wanne-Eickel im Einvernehmen mit der Stadtverwaltung durchgeführt werden.

Verständliches. Gestern feierte das Ehepaar Wilhelm Strube, Magdeburger Straße, das Fest der silbernen Hochzeit. — Seinen 81. Geburtstag feiert der Invalide Bernhard Iske, der jetzt im Altersheim seinen Lebensabend verbringt.

Impfung 1936. Die diesjährigen öffentlichen unentgeltlichen Impfungen der Erst- und Wiederimpfungen finden in der Zeit vom 16. März bis 20. Mai statt.

Sieger im Schaufensterwettbewerb. Im Lokale Noopmann fand eine Siegerehrung für alle Teilnehmer am Schaufensterwettbewerb statt. Kreiswettbewerbler Müller gab einen Überblick über die geleistete eifrige Arbeit und überreichte allen Siegern schmeckende Ehrenurkunden.

Gemeindegruppe Deutsche Christen. Am Donnerstag, 20. Februar, sprach Herr Dr. Kerkelmann im Gemeindebau Köhlingshausen über das Thema „Deutsches Wesen und Christentum“. Ferner wird über die kirchliche Lage berichtet. Die Bibelstunden fallen am Donnerstag in beiden Bezirken aus.

Jahrestagung der 132r. Am Lokale Schatz fand die Jahrestagung statt. Die Jahresberichte wurden genehmigt. Am neuen Jahre werden Emil Schäfer als Kameradschaftsführer, Fritz Reier als Stellvertreter, Christian Wierhoff als Geschäftsführer und Georga Dubeshelm als Schatzmeister der Kameradschaft leiten.

Subsidiarität der Ortsgruppe. Bei Eichen fand eine Versammlung der Ortsgruppe statt. Mit der Ortsgruppenleitung wurden beauftragt: Ortsgruppenleiter Josef Luita, Schatzmeister Wenzel Weigert, Schriftführer und Propagandaleiter Kurt Gansich.

Einbruch in eine Autogarage. Am 18. Februar, in der Zeit zwischen 8 und 10 Uhr, wurde am Bahnhof eine Autogarage von bisher unbekannten Tätern eingebrochen. Was gestohlen wurde, steht noch nicht fest.

Stadt Wattenfeld

85. Geburtstag. Freitag, 21. Februar, kann der Reichsinvalide Stephan Burmann, Wattenfeld-Günnigfeld, Günnigfelder Straße 59, seinen 85. Geburtstag begehen. Er wurde geboren zu Wadersloh im Kreis Bedum. Seit dem Jahre 1933 wohnt der Greis in Wattenfeld, das ihm im wahren Sinne des Wortes seine zweite Heimat geworden ist. Dem Gutsbesitzer Günnigfeld gehört der Jubilar als Ehrenmitglied an.

12. Kulturgemeinde, Jugendgruppe. Am Sonntag, 23. Februar, 16 Uhr, findet im Stadtheater in Wattenfeld die zweite Aufführung der für familiäre Mitglieber halt. Jedes Mitglied hat vorher seine Karte abzugeben. Die Karten sind möglichst im Voraus zu besorgen, spätestens bis Donnerstag, 20. Februar. Die Karten werden ebenfalls am Donnerstag, zwischen 16.30 und 21 Uhr ausgegeben. Zur Vorführung gelangt das Lustspiel „Der Dichtervater“.

Günnigfelder Briefkasten-Versehrung wieder selbständig. Die frühere Briefkasten-Versehrung von Günnigfeld, die vor einigen Jahren aufgelöst wurde, nahm jetzt wieder ihre Tätigkeit auf, nachdem sie sich der Reichsfachschaft für Briefkastenwesen im Kreise 10 in Weisfallen unterstellt hat. 32 Vereine schlossen sich der Vereinigung an. Vorstehender König berichtete von einer Sitzung unter dem Vorsitz von Dr. Ströben, an der auch der Landesgruppenführer Rönneberg teilgenommen habe. Der Vorstand besteht aus dem Vorstehenden König, dem stellvertretenden Vorsitzenden König, dem Schriftführer Heide und Diemann und dem Kassierer Knopf. Weiter sind Wierhoff und Wierhoff. Außerdem wurden ein Vertrauensrat und die Ehrenmitglieder bestellt. Die Geschäftsleitung wurde dem Sportkollegen Nagel übertragen.

Bürgerführerverein 1863 Günnigfeld. In der Monatsversammlung im Lokale Wolf sprach Hauptmann Richter über die Verteilung von Schenkungszeichnungen. Als Vorbild bezeichnete er den Schenkungsnehmer Altmeyer. Er erhielt von der ersten Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweite Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dritte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die elfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwölfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreizehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechsundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die hundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweihundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreihundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechshundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achthundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die tausendste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die elfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwölfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreizehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechsundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die hundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweihundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreihundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechshundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achthundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die tausendste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die elfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwölfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreizehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechsundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die hundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweihundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreihundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechshundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achthundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die tausendste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die elfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwölfte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreizehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunzehnte Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die zweiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die dreiundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die vierundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die fünfundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die sechsundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die siebenundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die achtundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die neunundzwanzigste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die hundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann Richter die einhundertste Schenkung: Altmeyer, Major Wolf und Hauptmann

Fortum

